

Nr. 242 Bromberg, den 21. Oktober 1932.

Onkel Otto.

Ein lustiger Roman von Adolf Augustin.

(23. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

„Also . . . klar ist mir: Graf Bossewitz — übrigens ein ganz einfacher Mann, der den Adel durch Adoption erworben hat — ist nach Pulkenau gekommen, um sein falsches Geld auf beste Art loszuwerden. Er hat eine Aktiengesellschaft gegründet, um sein falsches Geld gegen gutes zu tauschen. Beim Roulette werden die Ships mit gutem Gelde gekauft. Der Gewinn wird mit falschem Gelde ausgezahlt. Die Bank braucht da getrost nichts zu gewinnen, sie kriegt gutes Geld herein. Das ist die Hauptsache. Der Graf hat ein hohes Bankkonto. Er hat falsches Geld eingezahlt. Hebt er ab, dann kriegt er gutes Geld. Wer weiß wieviel gutes Geld er schon von seinem Konto durch Überweisungen und Abhebungen herausholte. Bei ihm hatte man kein Mißtrauen, er war ja der beliebte, enorm tüchtige Generaldirektor der AG."

„Das is alles möglich! Das leucht' mir sogar ein! Aber was könn' wir da machen?"

„Haben Sie Vertrauen zu mir, Herr Wachtmeister?"

„Absolut!"

„Haben Sie Mut?"

„Ooch, immer soviel, wie gebraucht wärd!"

„Gut! Graf Bossewitz feiert seine Verlobung. Sein Haus — er hat nur einen einzigen Diener, kein sonstiges Personal — dürfte verlassen sein. Wir machen einen kleinen Einbruch und suchen nach den Vorräten an falschen Banknoten!"

„Heernse . . . alter Herr, das ist ne Sache! Das geht nicht so leicht. Der Diener . . . der is doch da?"

„Nein, der hilft bei der Verlobungsfeier mit. Ich habe ihn vor zwei Stunden ins Hotel gehen sehen."

„Na ja, aber . . . nu nee, Herr Käsebier, das geht ja nu nich! Ich bin doch Polizeiwachtmeister, un ich habe den Ufftrag, Sie zu überwachen, verstehnse, un' ich gann doch nich mit Ihn'n einbrechen gehen!"

„Sie haben keinen Mut, Sie wollen nicht Karriere machen!"

„Doch schon, den hab'ch! Aber . . . eene kitzliche Situatschion is das."

„Was kann Ihnen schon passieren? Höchstens ein Verweis! Stimmt's?"

„Was mir passieren kann? Rausschmeißen könn'n se mich! Na aber, e paar Pfennige hab'ch ooch uff der Sparkasse un' zur Not könnt'ch bei mein Vater uffs Gut! Ich habe bloß noch een Bruder! Also . . . ich mache mit!"

„Sie sind ein Prachtkerl, Wachtmeister! Jetzt müssen wir uns nur noch Dietriche verschaffen. Die muß uns der Schlossermeister Kleinschrot leihen. Mit dem rede ich persönlich. Das machen wir unterwegs."

„Is gut! Ich bin mittnumang . . . verdammt! Ich . . . ich habe so ene Ahnung, da wird was draus."

Also zogen sie los.

*

Das Haus war verlassen. Man hatte vorher angeklingelt, aber niemand meldete sich am Telephon.

Die Nacht war milde, der Himmel gottlob sehr bewölkt und die Villa lag etwas abseits.

Also ging man aus, um einen Verbrecher zu fassen.

Man kam leicht in die Villa. An Sicherheitsschlösser hatte sein Erbauer nicht gedacht. Einen Dieb? Das kannte man in dem braven Städtchen nicht.

Bald stand man im Arbeitszimmer Ugos. Es war mustergültig aufgeräumt. Den Schreibtisch öffnen war Spielerei. Man fand verschiedene Geschäftsbücher mit Eintragungen, die nicht auf den ersten Blick klar waren, auch Geld lag im Schreibtisch. Rund dreitausend Mark.

Onkel Otto betrachtet sie aufmerksam. Sie sind echt.

Man sucht in den Zimmern, aber nirgends findet man etwas Verdächtiges.

„Wir müssen in die Keller!" sagt Onkel Otto. Sie steigen hinunter, die einfachen Schlösser machen keine Mühe. Der Wachtmeister entpuppt sich als ein Genie in der Behandlung der Dietriche.

Auch im Keller mustergültige Ordnung. Mindestens zweihundert Flaschen Wein stehen da. Alles wird untersucht. Nichts, nichts wird gefunden.

Onkel Otto wird ärgerlich.

Er kommt in den Kohlenkeller. Wohl an die zweihundert Zentner Kohlen mögen daliegen.

Plötzlich hat Onkel Otto einen Gedanken!

Unter den Kohlen!

Der Wachtmeister lacht, als es ihm Onkel Otto sagt, aber er geht darauf ein und man wirft die Briketts von einer Ecke in die andere.

Da . . . Onkel Otto stößt einen Schrei aus. Eine Kiste wird sichtbar.

Sie heben den Deckel hoch!

Und schauen sich glückstrahlend an.

Die Kiste ist bis an den Rand mit Scheinen von 10 Mark an gefüllt.

„Hurra . . . wir haben ihn!" ruft der Wachtmeister glücklich.

„Ich habe recht gehabt! Und Sie machen Karriere, Wachtmeister. Los. Wieder zugebaut! Und schleunigst fort zum „Ochsen". Aber ganz schnell, ich habe nämlich so ein Gefühl, als wenn eine Kontrolle kommt. Und Sie sollen keine Ungelegenheiten haben, Wachtmeister."

Man wirft die Briketts wieder auf die Kiste, beseitigt alle Spuren in dem Kohlenschutt, steigt empor, nachdem man sich die Schuhsohlen gesäubert hat, und glücklich, ungesehen verläßt man das Haus.

Nein, nicht ungesehen! Ein Mann hat sie doch beobachtet. Und der eilte schleunigst zum Telephon.

*

Als sie im „Ochsen" ankommen, da steht der Polizeirat Horst mit dem Gesicht eines Racheengels da.

„Wachtmeister, was soll das heißen? Sie machen mit dem Verdächtigen nächtliche Spaziergänge!"

Aber der helle Sachse behält seine Ruhe.

„Aber Herr Polizeirat . . . der Herr Käsebier wollte doch mal Luft schnappen! Das muß man doch zulassen. Nee, nee, ich passe schon uff!"

„Luftschnappen . . . da geht man vors Haus, verstanden!"
„De Beene wollte er sich ooch vertreten, Herr Polizeirat. Nee, der hat een reenes Gewissen, der kratzt nicht aus."
Scharf mustert der Polizeirat den biederen Wachtmeister.
„Wie sehen Sie denn aus, Wachtmeister?"
„Ich . . . woso?"
„Ganz schwarz im Gesicht!"
„Ei verpipp'ch . . . das is doch! Na ich wasch mer glei, Herr Polizeirat!"
„Eine Dienstauffassung haben Sie! Ich werde mich bei Ihrer vorgesetzten Behörde beschweren."
Seelenruhig entgegnet der Wachtmeister, denn er fühlt sich stark genug: „Das tun Sie man, Herr Polizeirat!"
„Unerhört, diese Tonart verbitt' ich mir!"
Da reißt dem Sachsen die Geduld. „Un' ich verbitt' mir, daß Se mich anschnauzen wie der Feldwebel een Rekruten!"
„Wachtmeister . . .!"
„Das verbitt'ch mir, sogar ganz energisch. Jetzt werd' ich mich beschwern. Mer woll'n doch mal sehn, ob der Gnigge nicht ooch für'n Polizeirat da ist!"
„Sie werden entlassen!"
„Das entscheiden Sie nich, Herr Polizeirat. Warten Se erscht ma ab, wer der Gescheitere von uns zwee ist."
„Ich schicke morgen einen anderen, der die Überwachung übernimmt, und gegen Sie lasse ich ein Disziplinarverfahren einleiten."
„Dem ich mit großer Ruhe entgegensehe!"
Da zieht's der Polizeirat vor, zu gehen, denn Onkel Otto grinst niederträchtig.
Sie sind allein.
Der Sachse lacht vergnügt. „Dem hab'chs aber gegähm!"
„Aber richtig!"
„Was mach' mer nu?"
„Jetzt gehen Sie schleunigst nach drüben und sprechen mit dem Polizeirat, der Sie eben so angeschnauzt hat, und sagen ihm, daß er Sie mit seinen Beamten bei der Razzia im Klub unterstützen solle. Sie wüßten, daß dort Roulette gespielt wird."
„Mach' ich!"
„Und dann sagen Sie gleich, daß Sie den Banknotenfälscher kennen. Aber das erst, wenn die Razzia vorbei ist."
„Klar!"

*

Ein Kellner beugt sich zu dem Polizeirat Horst. „Herr Rat, der Herr Wachtmeister Patzer ist draußen. Er möchte Sie ganz dringend sprechen."
Entrüstet erhebt sich der Rat, Was fällt dem Kerl ein, seinen Posten zu verlassen.
So rasch es sein wohlernährter Körper erlaubt, strebt er nach draußen und pfeift dort den braven Wachtmeister gründlich an.
„Wie können Sie sich unterstehen, den Verdächtigen allein zu lassen? Wenn er nun flieht?"
„Das hat der jar nicht nötig, Herr Rat, der is keen Fälscher. Das ist ein ganz anderer."
„Was wollen Sie eigentlich?"
„Ich melde, Herr Rat, im Klub, der in dem kleinen Saal immer tagt, wird Roulette gespielt. Ich bitte den Herrn Rat um Unterstützung bei einer Razzia."
Der Rat wird blaß vor Aufregung.
„Das ist unmöglich!"
„Der Herr Rat werden sich überzeugen!"
„Kommen Sie!"
Sie gehen zusammen in den großen Saal, wo nur wenige noch Ekarté spielen, die Mehrzahl ist des Spieles satt und trinkt Sekt, ißt Kaviar. Die Stimmung ist eine sehr gehobene. Auch Damen vom Kurfürstendamm sind anwesend.
Sie laufen durch den Saal zur Tür des Klubzimmers.
„Sie sehen doch . . .!" sagt der Rat.
„Still . . . es kommt jemand!"
Die Tür öffnet sich und der Klubdiener tritt heraus. Als er den Wachtmeister sieht, verfärbt er sich. Er will zurück, aber schon reißt Patzer die Tür weit auf, und beide Männer treten rasch über die Schwelle.
Die Überraschung ist eine vollkommene.
Man trifft die ganze Gesellschaft beim Roulette an. Allgemeines Entsetzen.
„Kriminalpolizei!" sagt der Rat. „Meine Herren . . . Sie wissen, daß Roulette verboten ist. Ich beschlagnahme die Bank!"
Baron Hohenau steht schlotternd. Was er befürchtete, ist eingetreten. Dicke Schweißtropfen stehen ihm auf der Stirn.
Der Rat zieht ein silbernes Pfeifchen, das er immer bei sich hat, und gibt Signal.

*

Zehn Minuten vorher wurde Graf Ugo plötzlich an den Apparat gebeten.
Er meldet sich.
„Herr Jraf. . .!" tönt eine Männerstimme. „Hier is der Maurer Ost. Ick wollte Sie nur sagen, daß ick eben zwee verdächtige Gestalten gesehen habe, die aus Ihrem Hause kamen. Ick jlobbe, bei Sie ist eingebrochen worden."
Graf Ugo wird totenbleich.
Verspielt! Sie sind ihm auf den Fersen. Er hat doch zu sehr mit dem Feuer gespielt.
Jetzt hilft nur eins. Flucht! Schleunige Flucht.
„Ich danke Ihnen!" sagt er mühsam gefaßt. „Ich werde sofort die Polizei benachrichtigen."
Blitzschnell arbeiten seine Gedanken.
Er läuft zurück in den Saal und winkt seinem Diener.
„Jean! Alles entdeckt! Wir müssen fliehen. Laufen Sie so rasch Sie können zur Villa und holen Sie den Wagen heraus. Packen Sie von meiner Garderobe das Notwendigste in den Wagen. In fünf Minuten verschwinde ich hier und erwarte Sie am Ausgang der Stadt. Verstanden!"
Jean stotterte bleich ein paar Worte, dann verschwindet er und läuft der Villa zu.
Eine entsetzliche Angst sitzt ihm im Nacken.
Er wirft ein paar Anzüge wahllos in den Koffer. Es ist das Werk weniger Minuten. Er räumt den Schreibtisch aus. Nimmt seine und des Grafen zweite Papiere an sich und holt dann den Wagen aus der Garage.
Der Bugatti will nicht anspringen. Endlich ist es soweit.
Der Wagen fährt aus der Garage.
Flucht! Durch das stille Pulkenau geht's, dem Ausgang der Stadt zu.
Da steht Graf Ugo, springt im Fahren auf und setzt sich neben den Chauffeur.
„Wohin, Herr Graf?"
„Nach Berlin! Dort haben wir unsere zweite Wohnung unter dem anderen Namen. Wir können dort gut untertauchen. Von Berlin kommen wir weiter."
Im 100-Kilometertempo rast der Wagen die gerade Chaussee.

(Fortsetzung folgt.)

Das Gesicht der Straße

Skizze von Hans Horst Claus-Halle.

Breitbeinig, den Degen in die Erde gestemmt und trotzig aufgerichtet steht der erzgegossene Soldat auf dem Vorplatz des Kriegermuseums und sieht unbeweglich auf das Treiben in der breiten Hauptstraße. Könnte er nur den hartgefügten Kopf wenden, er würde rechts und links ein unermeßliches Anstürmen und Abfluten, ein Jagen, Hasten, ein Vorwärts-, Seitwärts- und Durcheinanderschieben der Menschen beobachten, und könnte er hören, ihm würde das Dröhnen der Lastwagen, das weiche Gleiten der Automobile, das Quietschen und Zerren der Fuhrwerke, ein Stöhnen, ein Schrei, auch einmal ein Lachen, meist aber ein wirres Geplauder der Menschen vielleicht ein Kopfschütteln abnötigen.

Vierstöckige Häuser begrenzen die andere Seite und sehen hochmütig und zugeschlossen auf das grüne Eiland vor dem Museum. Hin und wieder durchbricht eine Nebenstraße die gepanzerte Front, die aus der Ferne ein graues Einerlei darstellt, aber in der Nähe sich durch prächtige Läden und durch Menschen, die ein- und ausgehen, einen eigenartigen Hauch von Leben und Wirken erhält. Kaum einer jedoch unter zehn Fußgängern achtet darauf. Gerade jetzt, wo die Glocken sieben schlagen, gleichen die müde vom Werk heimkehrenden Menschen einer trüben Prozession. —

Annie wirft das Händchen hoch und sieht auf die Uhr. — Sieben Uhr fünfzehn! — Da hebt auch die Glocke der Marienkirche dumpf an zu schlagen — — eins — —; eine, zwei andere Glocken fallen ein. Annie knöpft ihre Tasche nervös auf und zu. Sie geht drei Schritte hin und zurück. Sie wartet seit sieben. Zweimal macht sie eine schroffe Bewegung, als wollte sie gehen; aber sie bleibt. Noch eine Minute, noch zwei Minuten, noch fünf Minuten. Ein dauerndes Summen liegt in der Luft; der Wind fliegt leicht dahin, er ist gefangen zwischen den Häuserreihen. Manchmal nimmt er einen stärkeren Anlauf, dann berührt er die wenigen Bäume auf der Straße; die Äste nicken ihm nach, als wollten sie ihm folgen.

Annie sieht nieder und sieht hoch, dann lächelt sie ganz schnell und heimlich. Heinz Therze kommt eilig die Hauptstraße herunter, er blickt müde drein und grüßt. „Na — und?" fragt Anni langsam und werbend um ein liebes Wort.

„Es ist später geworden, der Chef war da", meint er kurz und streicht mürrisch über die Stirn.

„. . . und das ist alles?"

Er horcht auf, verwundert: „Was hast du?"

„Ach nichts", sie streicht sanft über ihren weichen weißen Pelz, „ich glaube nur, es ist zu spät jetzt für, ja — — für uns. Ich muß nach Haus."

Heinz sieht sie verwirrt an, er berührt mechanisch ihre Hand und weiß nicht, daß ein Wort der Entschuldigung gefehlt hat. Er sieht dem weißen Pelz nach, der leuchtet mitten im Fahrweg, jetzt neben einem Auto, ein Radfahrer klingelt. Jetzt ist sie drüben und geht mit ihrem kurzen, leichten Schritt die Hauptstraße entlang. Da pendelt auch Heinz müde die große Straße hinunter.

Je näher der rauschende Strom dem Zentralplatz kommt, desto stärker wird das Sausen und Tosen. Desto höher werden die Häuser, die rechts und links den Weg einengen, bis Paläste zuletzt aus dem Boden steigen. Lichtreklamen flammen auf. Eine Nebenstraße hemmt die Eilenden. Auto um Auto zieht vorüber, gleitet in die Hauptstraße und verschwindet in dem endlosen Strom. Über dem Eingang der Straße leuchtet grünes Licht, nach den Seiten wehrt rot; Heinz steht in der Menge, ungeduldig überblickt er die Reihe der Autos, aber seine Sinne lauschen nach rechts. Er glaubt, durch das Dröhnen und Tosen ganz fern und klar ihren kurzen, leichten Schritt zu hören, er glaubt sie zu sehen. — Unbeweglich starrt er in die Menge der vorüberflutenden Fahrzeuge. — Ihr Schritt ist langsamer geworden, sie geht dahin, ohne sich umzusehen. — Da wechselt das Licht über dem Straßeneingang, aus Rot wird Orange und dann plötzlich Grün. Die Menschen schieben sich durcheinander und Heinz wird willenlos mitgerissen. Zur Rechten schießt ganz plötzlich ein Riesengebäude in die Luft, eine Fahne weht oben, noch höher; glatt und schmucklos ist die Front des Riesen, er liegt schräg vor dem Zentralplatz, hochfahrend, trotzig; was ihm an Stil abgeht, ersetzt er durch Wucht. Vor ihm brandet in einem immerwährenden Ringsherum, Rechtsherum das Leben des Platzes. Fächerförmig gehen die Straßen von ihm aus, Fahrzeuge, Menschen strömen von allen Seiten; in der Mitte beherrscht ein Turm den Verkehr. Eben fliegt ein Vogel ängstlich auf den Rand seines Geländers, einen Augenblick nur, dann steigt er in spitzem Flug über das Gewimmel und verschwindet hinter den Häusern. Die harten Augen eines Schutzmanns werden eine Sekunde weich und träumerisch, dann fragt ihn jemand und noch einer, er blättert in einem Buche, er spricht und vergißt das kleine Erlebnis.

Annie zögert. Ein heißes Gefühl der Scham ist in ihr. Im Traum ist sie gegangen und hat sich gewundert, wie sicher sie durch den Menschenstrom fand. Sie will wieder gut sein, scheu blickt sie nach links. Sie ist am Ende der Hauptstraße, Stoß um Stoß rollte der Verkehr um die Ecken des Zentralplatzes. Annie wartet mit der Menge auf das grüne Zeichen. Sie blickt einmal auf und sofort wieder zu Boden. Da bewegen sich die Menschen. Das Licht wechselt in Orange. Ein verspätetes Auto knirscht, eine Frau schreit, schwankt, fällt. Alle stürzen vor. Der Wagen hält. Jemand springt heraus, hebt die Frau auf. Die lächelt scheu und weint zugleich. Die Stimmen schwirren um das Mädel, Annie zittert, — als sich eine warme Hand um ihre Rechte legt. Während rasselnde Motoren sprungbereit vor ihnen dröhnen, während die Menge um sie herum schiebt und drängt, finden sich zwei Menschen wieder und verlieren sich schweigend in der Masse, die weiter treibt und schiebt, ohne auf das einzelne Schicksal zu achten.

Das zweite Leben beginnt.

Kaiser Maximilians Schatz.

Ein Londoner Fischhändler als Erbe.

Von Max Klingemith.

Der Anspruch eines biederen Londoner Fischhändlers auf die Erbschaft des unglücklichen mexikanischen Kaisers Maximilian bildet zur Zeit die Tagessensation der englischen Hauptstadt. Der Fischhändler Brightwell behauptet, der einzige überlebende Sohn des Kaisers Maximilian zu sein. Der neuentstandene Habsburger — Maximilian war bekanntlich der jüngste Bruder des österreichischen Kaisers Franz-Joseph — steht im 65. Lebensjahre und führt die Vornamen: Franz, Rudolf, Maximilian.

Brightwell glaubt den Beweis dafür erbringen zu können, daß er im Jahre 1867 im Vatikan, als Sohn der aus Mexiko geflüchteten Kaiserin Charlotte, der Gattin Maximilians, das Licht der Welt erblickt hatte. Als Kaiser Maximilian von den mexikanischen Aufständischen verhaftet und vor das Kriegsgericht gestellt wurde, begab sich Charlotte, die von Geburt eine belgische Prinzessin war, nach Europa, um an den europäischen Höfen eine Intervention zur Rettung ihres Gemahls zu erwirken. Napoleon III. lehnte die Einmischung in die mexikanischen Wirren ab und auch Kaiser Franz-Joseph konnte sich nicht entschließen, zur Befreiung seines Bruders der neugebildeten mexikanischen Regierung den Krieg zu erklären. Daraufhin lenkte Kaiserin Charlotte ihre Schiffe in die ewige Stadt, um am Fuße des päpstlichen Thrones den Heiligen Vater um sein erlösendes Wort anzuflehen. Die unglückliche hohe Frau, die sich damals gerade in besonderen Umständen befand, brachte im Vatikan ein Kind zur Welt. Die Geburt gestaltete sich sehr schwierig. In ihrer Not und Verzweiflung verlor die Kaiserin für immer den Verstand. Einige Tage nach der Entbindung wurde die geistesgestörte Kaiserin nach ihrer belgischen Heimat überführt. In völliger Einsamkeit und Abgeschlossenheit, von der Welt preisgegeben und vergessen, starb sie 1927 im Schloß Bouchoute bei Brüssel. Das neugeborene Kind wurde angeblich nach London gebracht und an den Stufen der Kirche in dem Londoner Vorort Hackney niedergelegt. Dort fand es der Gemüse- und Obsthändler William Brightwell, der sich bereit erklärte, gegen ein hohes Entgelt, das ihm von einer unbekannten Person geboten wurde, das Kind zu adoptieren und zu erziehen.

Vor einigen Tagen las der Fischhändler Franz Rudolf Maximilian Brightwell in den Londoner Blättern die Nachricht, daß der irische Dampfer „Salvor" sich nach der Virginia-Küste in Amerika begeben hätte, um dort die Nachforschungen nach dem versunkenen Schatz des Kaisers Maximilian in die Wege zu leiten, die Stelle der Schiffskatastrophe genau festzustellen und womöglich den Schatz aus der Meerestiefe zu heben. Diese Meldung gab ihm den Anlaß, seine Ansprüche auf den Schatz seines angeblichen Vaters zu erheben.

In der Tat war Maximilian seinerzeit nicht mit leeren Händen in seine neue mexikanische Heimat aus Österreich gekommen. Nachdem er von den mexikanischen Ständen zum Kaiser von Mexiko erkoren war, trat er mit seiner ehrgeizigen Gemahlin Charlotte die Seereise an. Um vor seinen neuen Untertanen im vollen Glanz seines alten Fürstengeschlechtes zu erscheinen, führte er einen Juwelen- und Goldschatz mit sich, der neben dem kostbaren Schmuck seiner Gattin einen Wert von etwa 80 Millionen Mark hatte.

Am 28. Mai 1864 hielt das Kaiserpaar unter den begeisterten Jubelrufen der Bevölkerung seinen feierlichen Einzug in Veracruz. Die Herrschaft Maximilians im unruhigen Mexiko war von kurzer Dauer. Eine Revolte nach der anderen bedrohte den Thron Maximilians. Als der Kaiser im Frühjahr 1867 den Kopf des Rebellenführers Juarez verlangte, wurde er selbst gefangen genommen und am 19. Juni in der Festung Queretaro erschossen.

Der Kronschatz des hingerichteten Kaisers wurde auf Befehl des neugewählten Präsidenten Porfirio Diaz zu gunsten der mexikanischen Staatskasse beschlagnahmt. Porfirio Diaz war ein Kraftkerl, der sein Land mit eiserner Hand 44 Jahre lang ununterbrochen regierte. Sechsmal hintereinander wurde Diaz zum Präsidenten von Mexiko gewählt, bis 1911 auch seine Stunde schlug. Eine Revolution zwang den langjährigen Diktator, das Land fluchtartig zu verlassen, um in den Vereinigten Staaten Zuflucht zu suchen. Diaz ging nicht mit leeren Händen aus. Er ließ den Schatz des Kaisers Maximilian in große, schwere Stahlkisten verpacken und an Bord des Dampfers „Merida" verladen, mit dem er die Reise nach den USA antrat. Etwa 52 Seemeilen von Land stieß „Merida" mit einem anderen Dampfer „Admiral Farragut" zusammen. Die Passagiere konnten von dem sinkenden Schiff gerettet werden, während der Gold- und Juwelenschatz mit dem Wrack unterging.

21 Jahre schlummerte der Kronschatz des Kaisers Maximilian auf dem Meeresgrund, bis in unseren goldarmen Tagen eine Expedition unter Leitung des Kapitäns Bowdoin ausgerüstet wurde, um ihn zu heben. Kabelmeldungen aus Veracruz zufolge besteht die Hoffnung, daß das Vorhaben der Expedition alle Aussicht hat, erfolgreich vollendet zu werden. Daß die geborgenen Schätze in die Hände des Londoner Fischhändlers Brightwell gelangen werden, muß freilich seinen Erbansprüchen zum Trotz bezweifelt werden.

Von der Technik der Autodiebe.

Wie [illegible] „preiswerte Kaufobjekte" herstellt.

Von Franz Hermann Falke.

Die Aushebung einer Autodiebstahlsbande neuzeitlichster Art, die nach langem Irren der Berliner Polizei geglückt ist, führte zu neuen Beobachtungen über die Technik des Autodiebstahls. Es hält nicht schwer, darüber von den beteiligten Kriminalisten jede nur gewünschte Auskunft zu bekommen, weil der Selbstschutz der Fahrer und Autoeigentümer stets die beste Polizei bleibt und die wirklich umso rascher zur Aufdeckung von Verbrechen kommen wird, je besser die Allgemeinheit über die Machenschaften der Autodiebe unterrichtet ist.

Diese laufen durchaus nicht mehr mit Ballonmütze und Knüpftuch umher. In dem neuesten Berliner Fall, der bei weitem der größte der bisher aufgedeckten ist, ließ sich der Hauptunternehmer stets von einer besonders eleganten Dame begleiten. Die Verbrecher markieren also vor allem „feine Herrschaften", um nicht aufzufallen. Sie tauschen damit gleichzeitig einen Freibrief für sonderbares Benehmen ein, wenn es ihnen nicht gleich gelingt, einen Wagen, den sie aufs Korn genommen haben, in Betrieb zu setzen. Herrenfahrer, noch dazu in Begleitung verwirrend schöner Frauen, dürfen schon einmal irgend einen Handgriff vergessen haben und die Ursache für eine Panne am Nummernschild suchen. Nicht jeder weiß ja, daß ein Autodieb von heute vor allem die polizeibekannten Kennzeichen eines Wagens entfernen muß.

Es fällt einem Verbrecher, der selbst Autobesitzer ist — und weshalb sollte sich ein Autodieb nicht zuerst einmal selbst in diesen umneideten Stand hinein manövrieren! — natürlich ungeheuer leicht, seine eigene Wagennummer an dem zu stehlenden Wagen anzubringen. Wenn die Nummer sitzt, läuft der gestohlene Wagen ganz von selbst; denn die Autodiebe kennen die Apparaturen aller Automarken und wissen sie virtuos zu handhaben. Nach Unkenntlichmachung der Polizeinummer weiß sich der Verbrecher, wenn er losgefahren ist, zunächst einmal außer jeder unmittelbaren Gefahr. Zwar wird der Geschädigte auch jetzt sofort die zuständige Polizeistelle anrufen, und die setzt unverzüglich den umfassend ausgestatteten Suchedienst in Bewegung, so daß sämtliche Polizeiwachen einer Großstadt oder eines Regierungsbezirkes nach Minuten Kenntnis von dem Diebstahl haben. Unter seiner eigenen Nummer fährt der Dieb aber auf jeden Fall sicher in die Werkstelle seines Unternehmens. Um ein solches handelt es sich in der ganz überwiegenden Zahl der Autodiebstähle.

Kleinen Vertuschungsscherzen kommt die Polizei heute sozusagen im Handumdrehen auf die Spur. Es gibt in Berlin, Leipzig, Hamburg, Köln und anderen Großstädten und auch in den stark autobefahrenen Industriebezirken heute schon Schupoleute, die sämtliche Automarken kennen und für gestohlene Kraftwagen, die im wesentlichen ihr altes Gesicht behalten haben, geradezu einen echten Jägerblick besitzen. Zum Autodiebstahl gehört deshalb immer auch eine hochentwickelte Kunst der Autofälschung. Vielleicht ist sie nicht in allen Fällen auf so gute technische Vorrichtungen gestützt wie in der jüngst aufgeflogenen Berliner Werkstätte, aber im Vergleich zu anständigen Werkstätten immer überdurchschnittlich. Der Berliner Dieb und Fälscher besaß eine Werkstatt mit elektrischer Schleifmaschinerei zur Entfernung aller von der Fabrik in Metallteile, beispielsweise in die Motorwand eingepreßten Nummern und Merkzeichen. Natürlich fehlte es ihm nicht an Stempelmaschinen zur Eingrabung neuer Nummern. Dabei geht es bei aller Vorsicht nicht ohne kleine Abweichungen von der Fabrikherstellung ab. Die aber wird nur ein besonders tüchtiger, man möchte sagen: genialer Kriminalist aufdecken. Die gestohlenen Autos, die wirklich gestohlen und nicht nur einmal „ausgeliehen" werden sollten, verändern ihr Gesicht in jeder Beziehung so vollkommen, daß ihre Wiederauffindung meist zu den Unmöglichkeiten gehört.

Die Diebstahls- und Fälschungsunternehmungen geben ihnen in kurzer Zeit einen vollkommen veränderten Charakter, unter anderem auch durch Neulackierungen und kleinere und größere Umbauten wie den Ersatz der Scheinwerfer, Veränderung der Form der Schutzbleche, Aufmontierung von Rädern anderen Aussehens und Anbringung anderer Stoßstangen. Mit dem neuen „ehrlichen" Gesicht kommen die gestohlenen Wagen vielfach in den legalen Handel oder werden von Händlern der Bande geschickt als „Autos aus Privathand" vorgetäuscht. Der Umsatz ist außerordentlich groß. Im Reiche werden an zehntausend Automobile jährlich, in Berlin in jeder Tages- und Nachtstunde durchschnittlich mindestens eines gestohlen. Deshalb nimmt es wenig wunder, daß in dem großen Berliner Fall vierzig entwendete Wagen von der Polizei schon nach wenigen Tagen nachgewiesen werden konnten, während die sauber geführte Kartothek der Diebe zweihundert Diebstähle als sicher erscheinen ließ und die Betriebstätigkeit dieses Unternehmens Rückschlüsse auf die Beseitigung eines Vielfachen dieser Wagenzahl nahelegte.

Die besondere Aufmerksamkeit der Diebe richtet sich auf die mittleren und die Kleinwagen, weil diese zwar billig, aber heute am leichtesten abzusetzen sind. Nur sehr selten haben Autoeigentümer das Glück des Hauptmanns Koehl. Ihm wurde im letzten Winter sein Kleinwagen entwendet, als der berühmte Flieger bei einer befreundeten Familie zu Gast war. Er glaubte sicher, daß seinem alten und treuen Kameraden mit den vier Rädern unten auf der Straße nichts geschehen würde. Er mußte dann doch zu Fuß nach Haus gehen, erhielt aber schon am nächsten Mittag von der Polizei den Anruf, daß sein Wagen in einer entfernten Straße aufgefunden war. Vermutlich hatte der Dieb ihn nur benutzt, um seine Braut nach Hause zu bringen, oder von dort abzuholen. In solchen Fällen lassen die Verbrecher die Wagen einfach stehen, wenn Brennstoffmangel eintritt, denn sie scheuen dabei eintretende Entdeckungsgefahr. Und die Polizei bekam allmählich sehr scharfe Augen für fremde Wagen. Die Unternehmer finden aber heute immer noch genügend Material, weil sie wegen der Arbeitslosigkeit allzu leicht technisch geschickte Helfer bekommen und weil es, ebenfalls infolge der Krise, niemals einen so guten Markt für gebrauchte Wagen gegeben hat wie heute. Da die Verbrecher nur die besten auswählen, fehlt es gerade ihnen natürlich nicht an „preiswerten Kaufobjekten".



* **Irrtum.** Schneider schnitt auf: „Und dann habe ich nach meinem Diener geklingelt", sagte er.

„Du hast einen Diener?"

„Nein! Aber eine Klingel!"

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.